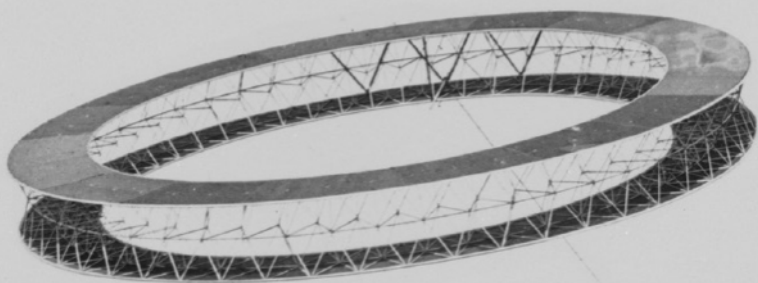


Clemens J. Setz

Die Fortführung der Poesie mit anderen Mitteln



Essays
Suhrkamp

SV

Clemens J. Setz

**Die Fortführung der Poesie
mit anderen Mitteln**

Essays

Suhrkamp

Erste Auflage 2026

suhrkamp taschenbuch 5581

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Kosmos Design, Münster

Umschlagfoto: Alexander Bell (rechts) und seine Assistenten
beobachten den Fortschritt eines seiner

Tetraederdrachen, 1908, Prints and Photographs Division,
Library of Congress, Washington, D. C.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-518-47581-2

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Ich bemerkte zu Baur, daß die Poesie vielleicht als Spinne zu verstehen wäre, als Spinne in uns drin, die freilich nicht Schmeißfliegen zu fangen, sondern Fäden zu spannen hätte – zu den Dingen, auch zu jenen der Dielen. Und ich sagte von den Dingen, daß man gehört habe, man werde der früheren nicht mehr gedenken und niemand werde sich ihrer mehr erinnern, wenn ein neuer Himmel und eine neue Erde sei.

Gerhard Meier, Toteninsel

4. 11. 18, meine Fresse
mein Essayismus dieser
schwarze Vogel wie er
gegen das Fenster
KNALLT,

Friederike Mayröcker

Inhalt

Retter und Unverstandene

Die frühere Menschheit	11
Das richtige Lied	12
Mit einem echten Boden	15
Die Windmühle in Sloten	26
Die Roundhay-Gartenszene	30
Meister Bellerive	33
John Cage im Teatro Lirico	40
Die Briefe der Unverstandenen	47
Drei Versuche, die Welt zu retten	53
All die ungeschriebenen Feenmärchen	58
Erinnerung an die Climenole	64

Die Fortführung der Poesie mit anderen Mitteln

Ein Tag im Leben des Raymond Birch	71
Anno, die Cut-up-Kathedrale	78
Banks	83
Pfandbrief und Kommunalobligation	91
Abenteuer im <i>Urban Thesaurus</i>	97
Die Zunft der Nacherzähler	102
Das Ding, das du nicht besiegen kannst	106
Der Tod als Schneekugelszene	117
Die wahre Natur und Welt ist auf wikiHow	130
Die Organe des Immanuel Kant	136
Leid und Tod in der ASMR-Welt	137

Ulklären

- Contra Karl Bruckner 149
Auf und ab bedeutet Nicken 155
Die unbeabsichtigte Erschaffung eines Gespensts
durch die American Legion im Jahr 1950 174
Die Sonne zur Rechten 178
Zwei Gramm 183
Katzenhaft schlau 190
Selbstlosigkeit. *Dankesrede zum Kleist-Preis 2020* 198
Die Landung der Sojus als Herbstfest und Mysterienspiel 209
Ulklären. *Dankesrede zum Georg-Büchner-Preis 2021* 216

Die Reststrahlung der Zukunft

- Neunzehn kleine Essays 229

Die neuere Astronauten-Literatur

- 1 Pallo, der erste Astronaut 243
- 2 Schlafen auf dem Mond 258
- 3 Im Exil 267
- 4 Der Rauch 268

Drucknachweise 270

Abbildungsnachweise 271

Retter und Unverständene

Und bis heute noch hält man entschieden drauf, kein Thier zu schlachten, ehe es, mit dem Trankopfer begossen, durch Kopfnicken zustimmt; so sehr behüten sie sich vor jeder Ungerechtigkeit.

Plutarch, Tischreden, 8.8

Die frühere Menschheit

Im ersten Jahr der Pandemie berichtete der *Guardian* über das Sumida-Aquarium in Tokyo, das sich mit der Bitte an die Öffentlichkeit wandte, man möge von zuhause aus Video-Anrufe mit den dort lebenden Aalen machen, da die Tiere aufgrund der ausbleibenden Besuchermassen allmählich vergaßen, was Menschen sind. Aale verfügen über ein äußerst kurzes Gedächtnis und benötigen, was derlei Wissensgebiete angeht, tägliche Auffrischung. Der Lockdown dauerte aber weit länger als jede denkbare Erinnerungsspanne bei Aalen. Der *Guardian*-Artikel wurde häufig geteilt, auch international, aber dem Aufruf kamen am Ende nur wenige nach, auch ich nicht. Es war eine verwirrende Zeit und man hatte andere Sorgen. So vergaßen die Aale tatsächlich, was Menschen sind, lebten eine Weile in diesem Zustand weiter – aber heute, einige Jahre später, wissen sie es wieder. Sie sind zahm, neugierig, und schweben, so wie eh und je, schlängelnd und äugend vor den Besuchern des Aquariums hin und her. Sie wissen ganz genau, was Menschen sind, wissen auch, dass sie ungefährlich und buntfarbig sind und dass sie oft ganz nah an die Scheibe herankommen, mit zwei parallel vorwärtsblickenden Augen, all das ist ihnen bekannt – aber eben nicht aufgrund einer reaktivierten *alten* Erinnerung, nein, denn in ihren Köpfen gab es nichts zu reaktivieren. Das alte Wissen blieb verschwunden. Die Aale mussten alles von Grund auf neu lernen, Tag für Tag. Aber nun wissen sie es. Jeder kann es nachprüfen gehen. Ja, die vergesslichen Aale von Sumida machen heute sogar den Eindruck, als wäre die lange Phase ihres Menschenvergessens überhaupt nie geschehen, was auch in gewisser Weise stimmt, denn sie können sich an diese Phase inzwischen ebenso wenig erinnern wie an die frühere Menschheit vor der Pandemie, jene, die sich damals an die Öffentlichkeit wandte, als es noch etwas zu retten gab in den Köpfen der Aale.

Das richtige Lied

Jemand fällt um und muss wiederbelebt werden. Glücklicherweise hat man die rettende Maßnahme Hunderte Male im Fernsehen gesehen und weiß Bescheid: Beide Arme werden gegen den Brustkorb des leblos Daliegenden gestemmt, und dann folgen die rhythmischen Stöße, die Herzmassage – doch halt, in welchem Rhythmus eigentlich? Das heißt, in welchem Tempo muss man es machen? Wie langsam darf man werden? Bringt man den verunglückten Mitmenschen vielleicht erst recht um, wenn man es zu schnell macht?

Alle diese berechtigten Fragen besitzen eine präzise Antwort: 103 bpm (Beats per minute). Das ist der ideale Wert. Als einfache Merkhilfe wird in den meisten Erste-Hilfe-Kursen das Lied *Stayin' Alive* von den Bee Gees genannt. Es ist weithin bekannt, die meisten Leute können den Refrain auswendig singen, und es besitzt exakt das richtige Tempo. Und der Titel *Stayin' Alive* passt überdies deskriptiv perfekt zum Vorhaben.

Ebenso exakt die richtige Taktzahl hat allerdings auch *Another One Bites the Dust* von Queen.

Diese letzte Tatsache, kombiniert mit der ersteren, erzeugt nun eine gewisse Dissonanz im Kopf des Erste-Hilfe-Schülers. Er ist vielleicht, so wie viele, in den 80ern aufgewachsen, kennt also beide Lieder ziemlich gut, findet allerdings das von Queen das eindeutig bessere, das mit mehr Seele und mehr Groove, aber zugleich fühlt es sich frevelhaft und makaber an, genau dieses Lied innerlich zu singen oder leise zu summen (»Wieder beißt einer ins Gras ...«), während man einem Menschen in Todesgefahr das vielleicht stehengebliebene Herz massiert. Freilich hat Verbotenes oder Unangebrachtes, gerade wenn es in einer Extremsituation im eigenen Kopf verwaltet werden soll, eine unwiderstehliche Anziehungskraft, und so wissen wir alle ganz genau, welches der beiden Lieder uns bei einem entsprechend dramatischen Rettungsversuch durch den Kopf brüllen würde. Wir sind nun mal keine Engel. Wenn Sie wirklich auf

Anhieb *Stayin' Alive* denken und auch selbstverständlich dabei bleiben, nun, dann sind Sie einer der seltenen Menschen mit vollkommen reiner Seele, einer der neunundvierzig Gerechten, die die Welt im Geheimen zusammenhalten. Meinetwegen. Aber wir, der weit überwiegende Rest der Menschheit, haben viel weniger Gewalt über unser Unbewusstes, und so werden wir innerlich mit Sicherheit *And another one gone, and another one gone...* singen, während wir äußerlich zu Helden werden.

Seit diese beiden weltbekannten Lieder allgemein als Merkhilfe für die richtige Taktzahl einer Herzmassage gelehrt werden, kommt es übrigens regelmäßig vor, dass Menschen, die sich tatsächlich in entsprechender Absicht über einen Umgesunkenen beugen und dessen Herz wieder in Gang zu bringen versuchen, dabei eines der beiden Lieder laut oder halblaut vor sich hin singen; einfach, um die ganze Sache nicht falsch zu machen.

Aber bei uns in Österreich, wo Gespenstisches stets mit am Mittagstisch sitzt, lehrt man, wie mich meine Mutter, pensionierte Ärztin, vor kurzem wissen ließ, auch noch ein anderes Lied, das die exakt richtigen Beats per minute für die Wiederbelebung besitzt: den Radetzkymarsch.

Singen Sie ihn einmal im Kopf:

Didldum didldum didldumtata
Another One Bites the Dust

Nein, Unsinn. Noch mal von vorn, diesmal richtig:

Didldum didldum didldumtata
Didldum didldum didldumtata
Didldumtata Dumtata
usw.

Nun wissen Sie, wie es bei uns *innerlich* zugehen kann, wenn irgendjemand vor dem plötzlichen Tod auf der Straße bewahrt wird.

Der 2023 erschienene Roman *Die Inkommensurablen* von Rapha-

ela Edelbauer endet mit einem der besten letzten Sätze, die ich kenne: »Er wünschte, der Radetzkymarsch hätte einen Text gehabt. Er hätte so gerne mitgesungen.« Diese scharfsinnige Beschreibung einer Figur verlangt zwar keine Ergänzung, aber dennoch denke ich mir jedes Mal, wenn mir der Satz einfällt, dass die beiden auf den Brustkorb eines in Todesgefahr schwebenden Mitmenschen gestemmen, rhythmisch das Leben zurück in seine Gefäße drückenden Hände natürlich in gewisser Weise genau das sind, was von der Figur am Ende des Romans vermisst wird. Der richtige Text, oder sogar besser: die richtigen *lyrics* zum Radetzkymarsch.

Mit einem echten Boden

ALF Ach sieh mal, Willie, da oben ist die Stelle, wo Melmac früher war!

WILLIE TANNER Wo?

ALF Da oben, die leere Stelle, die so aussieht, als würde ein Planet fehlen.

Alf, TV-Serie

Es war das Jahr meiner späten Jugend, in dem meine Seele, oder was immer man da in sich heranzüchtet, am lebendigsten war. Die mühsame und abwechslungslose Schulzeit war überstanden und etwas vollkommen Neues begann: Zivildienst in einem Institut für Menschen mit verschiedenen Behinderungen. Ich war ein sakkotragender, altkluger, äußerst überheblicher Achtzehnjähriger, der viel zu viel las und auswendig wusste. Ich ging allen auf die Nerven. Einmal steigerte ich mich aufgrund der auffallenden Gesichtszüge eines der Kinder, für dessen Nachmittagsbetreuung ich zuständig war, in die Überzeugung hinein, das Kind müsse am Williams-Syndrom leiden, was, wie ich in irgendeiner Dokumentation gelernt hatte, in den meisten Fällen mit einer hohen musikalischen Affinität einhergeht. Also nahm ich das Kind kurzerhand mit in den Nebenraum zum Klavier und spielte ihm alle Jazzstücke vor, die ich kannte, während es mit hängendem Kopf am Boden hockte. Als dann seine Mutter erschien und wissen wollte, warum ihr Kind denn nicht angezogen sei und überdies sein ganzes Essen noch unangetastet im Rucksack liege, hielt ich einen leidenschaftlichen Vortrag über das Williams-Syndrom und die »Wichtigkeit von Musik in der Frühförderung solcher Kinder«! Die Geduld der Frau war außerordentlich. Sie hörte sich alles an, dankte mir leise und beschwerte sich erst in der kommenden Woche, und selbst da eher sanft, bei der Direktion.

Solche Dummheiten gab es viele. Ich glaube, ich verhielt mich beinahe durchgehend peinlich, was vermutlich der Grund ist, wes-

halb mir gerade dieses eine Jahr meines Lebens am deutlichsten von allen im Gedächtnis geblieben ist. Einmal versuchte ich, eine junge Frau, die ihr »freiwilliges soziales Jahr« absolvierte, durch das Rezitieren von Trakl-Gedichten zu beeindrucken, während wir gemeinsam einen Jungen über seine Magensonde fütterten. Ein andermal jagten ich und ein anderer Zivi uns mit alten CO₂-Feuerlöschern, die wir eigentlich entsorgen sollten, quer übers Fußballfeld, bis wir beide hustend ins Gras fielen. Ich hielt andauernd Vorträge, verliebte mich, erschien mit Benzos im Blut zur Arbeit und besaß aus Prinzip kein Handy. In meinem Rucksack steckten *Zeit* und *FAZ*.

Im Sommer nahm sich der Portier des Instituts für einige Wochen Urlaub und ich durfte ihn vertreten. Das gefiel mir sehr, denn so konnte ich den ganzen Tag in dem innen erstaunlich gemütlich eingerichteten weißen Häuschen neben der Einfahrt sitzen und, wenn es keine Anrufe oder Pakete oder Besucher gab, um die ich mich kümmern musste, Bücher lesen. Ich las damals alles durcheinander, Freud und Colette und Herodot, Ezra Pound und Clive Barker. Aus einer Thermoskanne goss ich mir Tee in eine der winzigen Plastiktassen, die im Portierhäuschen herumstanden, und während draußen alle arbeitsam herumliefen und schwitzten, hatte ich es kühl und friedvoll. Ich war der Meinung, diese Abwechslung von meinen normalen Pflichten durchaus zu verdienen, denn einige Aspekte meiner Arbeit fingen an, mich mehr zu belasten, als ich mir eingestehen wollte. Im Frühling war eines der Kinder, bei deren Betreuung ich an manchen Tagen mithalf, plötzlich gestorben. Bis dahin war ich, mit meinen achtzehn Jahren, noch irgendwie davon überzeugt gewesen, dass das Leben nicht so rasch, so ohne weiteres zerstört werden kann. Das Ereignis hatte mich ratlos und wortkarg gemacht.

Nach einigen Tagen erhielt ich in meinem Portierhäuschen Besuch aus dem zum Institut gehörenden Seniorenheim. Es war Herr P., ein sehr alter, gebeugt gehender, vollständig erblindeter Mann, der sich in Zeitlupentempo an dem entlang der Institutsmauer verlaufenden

Geländer in Richtung Portierhäuschen tastete. Herr P. trug immer einen kleinen Hut und sein kugelrunder Oberkörper wurde von Hosenträgern im Zaum gehalten. Selbst im Winter sah man ihn nie mit Mantel, sondern immer nur in Hemd mit Hosenträgern. Was genau mit seinen Augen geschehen war, wusste ich nicht, jedenfalls hielt er sie immer geschlossen. Wenn man ihn grüßte, sagte er meist nur »Ja« oder reagierte überhaupt nicht. Schon früher hatte ich ihn oft im Portierhäuschen sitzen gesehen, er gehörte offenbar hierher, also machte ich, wann immer er während meiner Dienstzeit erschien, die Tür auf und lud ihn ein, sich zu mir zu setzen. Anfangs zögerte er, erschrak wohl auch ein wenig vor der unerwarteten Stimme, drehte sich dann sehr langsam um und ging den langen Weg am Geländer zurück ins Heim. Aber schon nach einer Weile kam er wieder. Ich erklärte ihm, wie lange der Portier auf Urlaub sein würde. Aber Herr P. schien sich dafür gar nicht zu interessieren. Er kam ins Häuschen und setzte sich auf einen kleinen Schemel. Ich sagte einige Sätze zu ihm. Er reagierte nicht.

Da saßen wir also, wie zwei altgediente Schrankenwärter in einem Provinzbahnhof, und schwiegen. Ich bot ihm mehrmals, betont laut sprechend, von meinem Tee an. Er sagte immer noch nichts. Ich war mir sicher, dass er nur aus Scheu so tat, als hätte ich nichts gesagt, denn ich hatte schon einige Male gesehen, wie er sich mit dem Portier unterhielt.

Nach einer endlosen Wartezeit und mehreren Versuchen fing Herr P. auf einmal von selbst an zu sprechen. Und was er sagte, erstaunte mich. Es waren Satzketten wie »med am [mit einem] echten Boden, echten Boden, echten Boden« oder »geistert si, geistert er, geistert, ja, mei Lieber« oder »Geht die Tür auf, geht die Tür, da die Tür, die Tür« usw. Seine Stimme klang heiser, gepresst. Als würde man versuchen, flüsternd zu brüllen.

Ich fragte natürlich nach: »Welche Tür meinen Sie denn, Herr P.?«

Er wiederholte, dass die Tür aufgehe, die Tür, aber dann nicht durch die Tür gehen, sondern die Tür, ja die Tür, geh zur Ruh.

Ich war fasziniert.

Ganz präzise kann ich Herrn P.s Sätze nicht mehr wiedergeben.

Ich habe mir damals zwar ein paar Dinge aufgeschrieben, aber alles viel zu knapp, zu selbstgewiss. Der genaue magische Wortlaut ist verloren. Er sprach zudem in starkem Steirerdialekt und ich nehme an, dass man die Wirkung der Sätze, wenn man sie zum besseren Verständnis ein wenig der Hochsprache anpasst, um einiges verringert.

Aber was bedeuteten nun diese Sätze? Was wollte er mir sagen? Und wie sollte ich antworten?

Während meiner Zeit im Institut hatte ich einige Male von Kolleginnen erklärt bekommen, dass eine sinnvolle Möglichkeit, mit schwer demenzkranken Menschen ins Gespräch zu kommen, die aus dem Improvisationstheater entlehnte Methode des »Yes and« ist. Das bedeutet: Man streitet nicht ab, was vom Gegenüber gerade in den Raum gestellt wurde, sondern akzeptiert es, so bizarr und unangebracht es auch klingen mag, als Basis für das weitere Gespräch – und fügt dann höchstens selbst etwas hinzu. Eine sehr berührende Darstellung dieser Kommunikationsart findet sich in Arno Geigers Memoir *Der alte König in seinem Exil*. Der Sohn des demenzkranken Vaters stößt eines Tages von selbst auf diese »Technik«, nachdem der Vater ihn wiederholt darum bittet, nach Hause gehen zu dürfen, obwohl er sich ja längst zuhause befindet. Er erkennt sein Zuhause einfach nicht mehr, gibt aber auf Nachfrage zu, dass es durchaus ähnlich aussehe wie der Ort, an dem er sich gerade aufhalte. Eines Tages macht der Sohn es dann anders und korrigiert den Vater nicht mehr durch einen Normalwelt-Satz wie »Aber du bist ja zuhause«, sondern verspricht ihm, ihn später nach Hause zu begleiten (»Wenn du noch eine halbe Stunde wartest, bis ich mit Tippen fertig bin, gehen wir gemeinsam«), was dem alten Mann Trost und Zuversicht vermittelt.

Also versuchte ich etwas in der Art auch mit Herrn P. Als er an einem heißen Tag bei mir im Portierhäuschen erschien, fing er nach einer Weile wieder mit seinen rätselhaften Wiederholungen an. Unsere Unterhaltung lief dann ungefähr so ab:

»Kommt a Küche ... in die Küche kommt er, ja ... geh da hin, dadum.«

»Ah, in die Küche geht er, Herr P.? Na sowas. Und ist er jetzt wieder in der Küche?«

Herr P. bellte: »Dadum, da geht er hin.«

»Wirklich, das macht er?«, fragte ich im Tonfall betreuerlicher Anteilnahme. »Ja wieso geht der immer in der Küche? Stört Sie das?«

Herr P. saß da, mit seinem durch die geschlossenen Augen immer etwas kummervoll wirkenden Gesicht. Dann bellte er »Lebt er!« in militärisch schmetterndem Ton.

Whoa. Was für eine Interaktion!

Aber war es überhaupt eine?

Ich war wie betrunken und fing sofort an, an dem Gesagten herumzudeuten. Da kam also jemand in die Küche, dachte ich, entweder weit in der Vergangenheit oder in der Gegenwart des Seniorenheims, und das störte Herrn P. offenbar. Ich war einem Geheimnis auf der Spur. Vielleicht nutzte Herr P. die Aufenthalte im Portierhäuschen zum Dampfablassen über unzumutbare Zustände im Heim.

In den Wochen darauf arbeitete ich daran, den Herr-P.-Code weiter zu entschlüsseln. Wahrscheinlich schwebte mir etwas vor wie jener in Lawrence Weschlers Buch *And How Are You, Dr. Sacks?*, einem Memoir über seine jahrzehntelange Freundschaft mit dem Schriftsteller und Neurologen Oliver Sacks, festgehaltene Versuch, einen Mann namens Gerald, der im Endstadium seiner Krankheit innerhalb eines Monats in ein tiefes urämisches Delirium fiel, durch geduldige Befragung noch irgendwie zu erreichen. Dr. Sacks wird von Weschler zitiert mit den Worten: »Er war ein murmelnder alter Mann, mit dem süßlichen Atem der Urämie auf seinen Lippen. Ich ging jeden Tag zu ihm. Er galt allgemein als ein eher uninteressanter Patient. Aber mich faszinierte sein Delirium und ich hörte ihm stundenlang dabei zu, was ich als ein erstaunliches Privileg empfand, so als wäre man in einem Traum anwesend. Und während ich ihm zuhörte – denn selbst das Delirium verwendet als Bausteine immer reale Erfahrungen und Motive und Persönlichkeitsanteile –, konnte ich